

# Der Sturm

Autor(en): **Oser, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 25

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-640945>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

neben seinem rippendürren Pony, hinter dem die Suttschachtel von Reitschule über den quiettschenden, ungeschmierten Rädern hopft, bis er, umtollt von der Gassenjugend, Halt macht und sich an die Orgel mit den schwermütigen Tönen setzt und eine Gavotte oder einen überlebten Walzer hinunterfurbelt. Da dauert es dann gar nicht lange, bis auch der Sodawassermann und der Frankfurterwürstchenverkäufer sein Wägelein neben Rimmstein und Reitschule aufgestellt hat, denn beide haben gar keine Ohren und stadtfreichern jedem Lönchen und jedem Geschehnis nach, um das sich ein Menschaufschweif bildet. Ja, so ein Glas Sodawasser, eine Düte Ice-cream und ein dampfendes Würstchen mit Sauerkraut im Frühling, wenn die Drachen steigen, ist Ostseitelinderglück. Glück, auf das die fetten Judenweiber und die eingetrockneten Italienermütter, deren Hautfarbe an geschmorte Morcheln erinnert, lächelnd von den Haustreppen herabsehen, derweil sie ihre jüngste Brut säugen.

Frühling auf der Ostseite. Die Krimskramhändler sind mit ihrem pudrigsten Blunder an den Straßenseiten vertreten. Der mauschelnde Bartjude mit seinen fehlerhaften Tuchresten ist da und die Waschehkrämerin von Stantonstreet mit ihren kunstseidenen Schreibfarbenstrümpfen ist da. Und weil heute die Sonne so schön scheint, so ist die ganze marktschreierische Sippchaft guter Laune und tätigt nur Bargainverkäufe. Da sind Braisiere für die Arbeitermädchen, blau wie der Himmel und rosenrot und orangegeblut und unschuldweiß. Wie man es wünscht. Und da sind lackierte Haarpfeile, die, weil ja die Sonne so golden scheint, heute für echtes Schildpatt verkauft werden. Und da sind Spitzen, weißt du, jene blutweißen, nach Moschus duftenden Spitzen, die die Judengirls nach Feierabend an ihre Nieder und ihre Röcke sticheln und da sind Halskrausen, echt französische Halskrausen, die an Paris erinnern.

Frühling auf der Ostseite. Schon am frühen Morgen glänzt ein fliederbuschblauer Himmel auf das Häuser- und Straßengewirr herab und blizt die Sonne ins Spiegeln der kleinen Näherin, die sich auf dem Weg nach der Fabrik aus dem Portemonnaie heraus kämmt und pudert. Und sie spiegelt sich in den Blechkannen der Milchfahrer und will sich in den Fenstern der schmutzgrauen Häuserzeilen besehen. Aber diese haben wenig Platz für hellen Sonnenschein. Schmutzverboden sind sie und sträuben sich förmlich vor dem Anflug des Lichtes, als wollten sie die düsteren Geheimnisse, den Jammer der Stuben und Kammern hinter ihnen verteidigen und vor der Welt abschließen. Nur manchmal flimmert eine blanke Scheibe auf an einem der Tenementhäuser. Eine Scheibe, hinter der ein frohes Menschengemüt zu herrschen scheint, sind doch sogar dürftige Topfpflanzen auf die Feuerleiterbrüstung vor dem Fenster gestellt worden an Stelle der Suppentöpfe und schmierigen Milchflaschen.

Frühling in Ost-New York. Alle Tage und alle Nächte Frühling. Die Veierkasten singen davon und selbst in die aus gefärbtem Seidenpapier gefertigten Blumen, die ein polnisches Urgroßmütterlein vor dem Leichenbestattergeschäft an der ersten Avenue feilbietet, scheint waches Leben gekommen zu sein. Die Papierrosen und Papiernelken auf ihren Drahtstielen lächeln wie richtiggehende Blumen, nur der Duft fehlt, der Duft, den ihre Schwestern in Blumenladen um die Ecke herum ausströmen. Aber dieser Duft gehört eigentlich nicht so recht zum Frühling, denn die Blumenladen auf der Ostseite leben zumeist von den Toten. Wenn immer die Blumen zum Kranze gewunden werden, dann ist es wohl, auf daß sie über dem Sarg irgend eines Unbekannten in dumpfer Mietskajerne sich zu Tode blühen. Aber wir wollen jetzt nicht an den Tod denken, wo es sogar ein verwahrloster, ungepflegter Baum in einem Hinterhof, zwischen ragendes Mauerwerk eingeklemmt, fertig bringt, junge Triebe anzusehen. Nie hat ihm ein Mensch etwas zugehen getan, nie hat ein Vöglein auf seinen Zweigen gesungen und doch und doch: Verliebt streckt er seine mageren Äste nach dem schmalen Gewiert von Himmel aus und tastet mit falbgrünen Blattspitzen nach einem Fenster-

lein, dahinter meine Freundin, die Adressenschreiberin, ihr Gaslicht bis in die Mitternacht hinein brennt und keine Zeit für den Frühling findet.

Und doch ist er da, tausendmal da, im Armenviertel so gut wie im wehenden Wald hinter dem Horizont, und wenn auch mancher so abgestumpft dahin lebt wie ein Lasttier. Aber wenn ich etwas zu sagen hätte, so würde ich den Frühling jedweden Menschen fühlbar machen. Jedem armen Teufel würde ich einen Strauß ins Haus schicken und einen Blustbaum vor die Klausel stellen. Denn die, die den Frühling im Blut haben, sind nicht mehr arm und mögen sie tausendmal im zerrissenen Kittel herumlaufen. Und manchem möchte ich das Herz des Pfannenfliders von Rivington-Street wünschen, der den ganzen Tag an einem grünen Halm knabbert und wenn auch kein Mensch eine Pfanne zum Flücken zu haben scheint. Grün ist die Hoffnung, denkt er und knabbert weiter. Morgen ist auch ein Tag. Und so denke ich und so denkt der Orangen- und Apfelsinenhändler neben meinem Hause, der schon den ganzen Morgen an seinen Früchten herumpoliert hat und jeden seelenvergnügt in die Sonne hebt und ihn herumdreht wie unser Herrgott die Erdfugel und ihn nicht eher niederlegt, bis auch kein Stäubchen am prallen Fruchtkeib mehr haftet.

D. Kollbrunner.

### Der Sturm.

(Zur Unwetterkatastrophe vom 12. Juni 1926.)

Minuten nur! Vom fahlen Wolkenturm  
Jagt durch das schwarze Tor der Wirbelsturm.  
Schnaubt, tobt und schreit vor grimmer, grauser Gier:  
Nun duckt euch, Menschlein, mein ist das Revier!  
Der dunkle Bergwald startt im Wetterdunst,  
Die Tannen zittern vor des Riesen Brunnst.  
Der mäht die Wipfel erst vom grünen Damm,  
Dann fällt er kreischend, frachend Stamm um Stamm.  
Schält hier die Fichten, knickt die Föhren dort,  
Und trägt das Astgewirr zum Tale fort.  
Zermalmt auf seiner Jagd der Menschen Dach,  
Grinst höhrend in das stille Wohngemach,  
Und wo das Vieh aufbrüllt im warmen Stall,  
Erschlägt er es... ein dumpfer, schwerer Fall,  
Und was noch erst des Bauern Stolz und Zier,  
Liegt starr und steif am Boden, Tier an Tier.  
Die Blütenbäume pflückt der Sturm zum Strauß,  
Sucht sich die schönsten auf den Matten aus,  
Entwurzelt sie und legt sie, weit vom Kamm,  
Dort auf zerstampfter Wiesen Sumpf und Schlamm.  
Doch, wie er auch nach Menschenopfern späht,  
Umsonst.... Ein Knabe nur entgeht  
Dem Grimmen nicht. Und wie er talab wettet,  
Liegt schon das kleine Menschlein tot, zerschmettert.

Der Sturm zerstiebt, verliert sich wolkenfern.  
Vom dunklen Himmel blickt ein scheuer Stern,  
Schaut voll Erbarmen, licht und gottesmild  
Auf des Entfesselten Zerstörungsbild:  
Rings jedes Haus am Hang in Schutt gelegt,  
Der Wald, des Menschen Schirm, hinweggefegt.  
Nur nackte Strünke auf vom Grunde ragen,  
Die einst den Stamm, des Wipfels Schmutz getragen.  
Ein Ruf des Mitleids geht durch unser Land:  
Selbst, Brüder, geht und habet off'ne Hand!  
Schon regen sich die Arme, aufzubauen.  
Ihr Vielgeprüften, schenkt uns das Vertrauen!  
Ob euch der grimme Sturm das Heim zerbrach,  
Die Bruderliebe schafft ein schükend' Dach,  
Der Opferwille reißt zur freud'gen Tat,  
In frischen Schollen schwillt die neue Saat.  
Kein Herz und keine Hand bleibt euch verschlossen:  
Es trübt dem Sturm der Wall der Eidgenossen!

Ernst Djer.